

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Gendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 12. November 1903.

(Nachdruck verboten.)

Im Labyrinth der Sünde.

Kriminalroman von A. K. Green.

Aus dem Amerikanischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Beratung mit Kingsfield, der auf seinem Wachtposten verblieb, begab ich mich ins Haus, da ich den Geistlichen ziemlich gut kannte.

Auf mein Klingeln öffnete mir ein sauber gekleidetes Dienstmädchen. „Herr Randall ist augenblicklich beschäftigt,“ sagte sie, „wenn Sie aber ein wenig warten wollen —“

Ich willigte ein, und so führte sie mich in das Studierzimmer des Geistlichen, das durch eine Tür mit schweren Portièren vom Nebenraum getrennt war. Deutlich vernahm ich von dorthier Stimmen: die tiefe des Herrn Randall und die hellere Arthur Suttons. Plötzlich schwiegen beide; es folgte ein leises Rascheln, ein Hin- und Hergehen und dann erklang wieder die Stimme des Pfarrers; diesmal aber nicht im leichten Gesprächston, sondern im ernstesten, feierlichen des Kanzelredners. Meine Neugier war aufs höchste erregt. Alle Vorsicht vergessend, drückte ich mein Ohr an die Türspalte, doch da mir dies nicht genügte und ich auch sehen wollte, was im Zimmer vorging, so wandte ich meine ganze Geschicklichkeit an, die Tür geräuschlos ein wenig zu öffnen. Der Anblick, der sich mir darbot, war ebenso überraschend wie feierlich. Arthur Sutton und Alice Dudley knieten vor dem Geistlichen, der soeben die Trauung an ihnen vollzog. Außer dem Brautpaar und ihm waren noch seine Frau und zwei ältere Herren anwesend. Diesen jedoch schenkte ich keine Aufmerksamkeit. Mein ganzes Interesse konzentrierte sich auf den Mann und das Mädchen, die ich mit so schweren Verdachtsgründen belastet hatte und die hier den ernstesten Schritt ihres Lebens taten.

Das Überraschende der Situation und die feierliche Handlung ließen mich für den Augenblick die Diamanten sowohl wie den Zweck meines Besuches vergessen. Ich beobachtete nur das junge Ehepaar, das sich nach beendigter Zeremonie erhoben hatte und die Glückwünsche der Anwesenden entgegennahm.

Dabei fiel mir auf, daß die Braut durchaus nicht glücklich ausah; im Gegenteil, sie machte den Eindruck eines Wesens, das alles aufs Spiel gesetzt hat, um ein großes Unheil abzuwehren oder ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Der Blick, den sie auf ihren Gatten richtete, bekundete Angst und Furcht, eine Furcht, die aber wunderbar mit Liebe und Hoffnungsfreudigkeit gepaart war. Der junge Ehemann hingegen zeigte nur triumphierende Befriedigung.

Das intriguierte mich selbstverständlich außerordentlich und ich erwartete mit Ungeduld den Weggang des Brautpaares, um bei Herrn Randall, der mit meinem verstorbenen Vater sehr befreundet gewesen war, Erkundigungen über dasselbe einzuziehen.

Es dauerte auch nicht lange, so kam der Geistliche, begrüßte mich mit großer Wärme und nahm mir gegenüber Platz. Ohne Umschweife ging ich auf mein Ziel los.

„Sie müssen entschuldigen, Herr Randall,“ begann ich, „daß ich Sie störe, allein mein Besuch hat eine sehr wichtige Ursache. Die jungen Leute, die Sie soeben getraut haben, stehen unter dem Verdacht eines Verbrechens, das vielleicht ernste Folgen nach sich ziehen kann. Welcher Art dies Verbrechen ist, möchte ich lieber noch nicht verraten, da sie sich ja möglicherweise von dem Verdacht reinigen können. In ihrem Interesse jedoch bitte ich Sie, mir alles zu sagen, was Sie über die beiden wissen und aus welchem Grunde dieselben eine so heimliche, überstürzte Ehe geschlossen haben.“

„Ihre Worte setzen mich in das größte Erstaunen,“ entgegnete Randall. „Ich begreife wirklich nicht, was die armen jungen Leute begangen haben sollen, außer daß sie sich lieben und sich ungeachtet der ehrgeizigen Pläne Frau Irvings heirateten. Aber Neugier ist eines Geistlichen unwürdig und so kann ich Ihnen nur sagen, daß, wenn sie wirklich ein Unrecht begingen, ich nichts davon wußte und daß ihre Verbindung eine längst beabsichtigte gewesen ist.“

„Wie?“ rief ich überrascht. „Die beiden waren schon lange verlobt, und Sie wußten darum? Ich glaube, seine eigene Mutter hatte keine Ahnung.“

„Wohl möglich!“ lautete die gelassene Antwort. „Sie ist auch nicht die Frau, die ein stolzer Mann ins Vertrauen ziehen würde, wenn er vorhat, eine sogenannte unebenbürtige Ehe zu schließen.“

„Trotzdem —“ warf ich ein.

„Ist ein Sohn“, ergänzte Randall, „seiner Mutter eine gewisse Rücksicht schuldig. Das weiß ich und stimme Ihnen darin auch bei. In diesem Falle jedoch liegen Gründe vor, die seine Handlungsweise einigermaßen entschuldigen. Arthur Sutton galt nicht immer für ein ehrenhaftes Glied der Gesellschaft. In seiner Jugend war er ein unbändiger Knabe, später ein ausschweifender Jüngling und als Mann führte er einen lockeren Lebenswandel.“

Seine Mutter liebte ihn, besaß aber keine Herrschaft über ihn, obgleich sie einen energischen Charakter hat. Auch die angesehene Stellung seines reichen Stiefvaters übte keinen Einfluß auf ihn aus. Er lebte blindlings in den Tag hinein, war jedoch trotz seines Leichtsinns keine schlecht angelegte Natur. Frau Ir-

bing sah seinem Treiben schweigend zu, während Herr Irving wiederholt drohte, ihm die Tür zu verschließen, eine Drohung, die er indessen nie zur Ausführung brachte. So ging es bis vor einem Jahr, als plötzlich eine merkwürdige Veränderung in ihm vorging. Er brach mit all seinen Gewohnheiten, die ihm schon zur zweiten Natur geworden waren und bemühte sich ernstlich, die verlorene Achtung seiner Mitmenschen wieder zu erringen. Frau Irving schrieb diese erfreuliche Wandlung ihrem eigenen Einfluß zu, ich jedoch, der ich viel in dem Hause verkehrte und eine dreißigjährige Menschenkenntnis besitze, merkte recht wohl, daß es eine frischer und idealere Triebkraft sein müsse, die derartig auf Arthur Sutton einwirkte. Die Wahrheit ahnte ich freilich nicht. Ich sah ihn häufig die Zeit mit den Seinigen verbringen — jahrelang war das nicht geschehen — und wenn ich kam, traf ich meist auch Fräulein Dudley, die Gesellschafterin Frau Irvings. Mir erschien sie als ein stilles, ruhiges Wesen ohne besonderen Reiz und doch war sie es, die den jungen Sutton so völlig umwandelte. Für ihn war sie der Inbegriff alles Begehrenswerten, das Ideal seiner Träume. Und vom ersten Augenblick an war er, wie er mir später sagte, fest entschlossen, sie zu gewinnen, sie zu seinem Weibe zu machen. Seit der Zeit bot er alles auf, sich ihrer würdig zu zeigen; nie aber sprach er seinen Eltern von seinem Vorhaben. „Meine Mutter darf nichts wissen“, erklärte er mir, „bis Alice meine Gattin geworden ist. Und dazu sollen Sie mir verhelfen, wenn es mir gelungen sein wird, das Vertrauen dieses süßen, reinen Wesens zu gewinnen und mir eine geachtete Stellung in der Welt zu erobern.“ Ich versprach ihm meinen Beistand und auf beider Wunsch habe ich sie heute getraut. Daß sie nun eines Verbrechens beschuldigt werden, tut mir aufrichtig leid — ich hätte sie dessen nicht für fähig gehalten.“

Randall wartete auf eine Entgegnung von meiner Seite, doch ich schwieg, zu beschäftigt mit meinen eigenen Gedanken. Sollte diese rührende Liebesgeschichte mit einem häßlichen Verbrechen enden? Hatte Arthur Sutton den Schmuck genommen und wußte Alice darum? Oder war Frau Irvings Meinung, es handele sich um einen gewöhnlichen Einbruchsdiebstahl richtig?

„Was mich besonders bekümmert“, fuhr der alte Geistliche nach einer Pause fort, „ist, daß manche sagen, Arthur Suttons Sinnesänderung sei keine echte, sondern nur eine erheuchelte. Sie behaupten, er führe noch dasselbe Leben wie früher, jedoch mehr im Geheimen. Ganz unrecht haben die Leute nicht, insofern er jetzt nur Sonntags bei seiner Familie ist, während er in der Woche jeden Abend fortgeht und erst spät zurückkehrt — genau wie früher. Ich gäbe viel darum, zu wissen“, schloß er mit einem Seufzer, „wo er die Nächte verbringt.“

Ich erwiderte ihm, daß ich das bald ausfindig machen wolle und dann verabschiedete ich mich, nachdem ich ihm für seine Auskunft gedankt hatte. Auf dem Rückweg nach der Villa des Bankiers aber sann ich über das Gehörte nach, und ich fragte mich verwundert, wie die Dinge sich wohl weiter entwickeln würden. Ich machte die verschiedensten Kombinationen, allein nie hätte ich mir die Lösung des rätselhaften Vorfalls träumen lassen, die ich innerhalb der nächsten Stunde fand.

IV.

Vor einem nahen Kirchturm schlug es elf, als ich das Haus erreichte. Wieder war es Herr Irving selbst, der mir die Tür öffnete.

„Wir sind zurück“, sagte er hastig, indem er mich in den Salon führte. „Und Sie? Haben Sie die Diamanten gefunden?“ Er sah mich mit fast fieberhafter Spannung an.

„Nein“, gestand ich kleinlaut ein.

„Aber Sie gingen ihm doch nach? Sie wissen, wo er ist? Und Alice? Weshalb ging sie auch fort?“

„Sind sie nicht schon wieder zurück?“ antwortete ich mit einer Gegenfrage.

„Wer? Arthur und Alice? Nein, ich habe sie nicht gesehen.“

„Dann kommen sie auch nicht“, sagte ich mehr zu mir als zu ihm.

„Sie?“ fiel Herr Irving ein. „Warum nennen Sie die beiden immer zusammen?“

Ich wurde der Erklärung überhoben, denn in diesem Augenblick hörte ich Kingsfields Signal auf der Straße, ein Zeichen, daß auch Sutton nicht fern war.

„Eben kommen sie“, wandte ich mich zu Herrn Irving, „und da sie Ihnen sicher etwas mitzuteilen haben, was sie wohl nicht in Gegenwart eines Fremden sagen möchten, so will ich mich vorläufig zurückziehen.“

Ich trat rasch hinter eine Portiere, die jedoch wider mein Erwarten nicht den Eingang in ein Nebenzimmer deckte, sondern nur einen kleinen mit Bronzegegenständen und Nippfachen gefüllten Raum vom Salon abschloß.

Der Bankier hatte keinen Versuch gemacht, mich zurückzuhalten, er war zu sehr überrascht, als er seinen Stiefsohn, Alice am Arm führend, ins Zimmer treten sah.

„Vater“, redete der junge Mann ihn an, „willst Du Mama hierherufen? Ich muß ihr etwas sagen, bevor ich einen weiteren Schritt in diesem Hause tue.“

„Gar nicht nötig, Deine Mutter zu stören“, unterbrach ihn Herr Irving in nervöser Aufregung. „Wenn Du die Steine hast, so gib sie mir, gib sie mir rasch und die Sache soll nie wieder erwähnt werden, das verspreche ich Dir. Ich bin nicht unduldsam und hart gegen die Jugend und —“

Arthur ließ ihn nicht ausreden. „Die Diamanten?“ rief er ungeduldig. „Ich weiß nichts davon. Was ich Mama zu sagen wünsche, betrifft etwas ganz anderes.“

Der Bankier zuckte verächtlich die Achseln. „Was kann das sein?“ äußerte er in geringschätzigem Ton. „Daß Ihr zwei, Du und Alice, Freunde seid? Daß sie Dich nicht wenige Minuten, bevor der Schmuck vermißt wurde, aus dem Zimmer Deiner Mutter kommen sah? Daß Du ein Heiliger bist und sie —“

„Genug!“

War das die Stimme eines Schuldigen? Unwillkürlich schob ich die Portiere ein wenig zur Seite und lugte ins Zimmer. Wie ein zürnender Gott stand Sutton zwischen seinem Stiefvater und der heiß erglühten, völlig verwandelten jungen Frau.

„Wenn Du von ihr sprichst, Vater“, sagte er stolz, indem er seine Hand auf ihren Arm legte, „so sprichst Du von meinem Weibe.“

Herr Irving trat langsam zurück. Diese überraschende Mitteilung verdrängte auf Augenblicke den Gedanken an die gestohlenen Diamanten.

„Dein Weib?“ wiederholte er, Alice mit ungläubiger Miene anstarrend, als könne er das Gehörte nicht fassen.

Während er noch sprach, trat Arthur, der ein Geräusch auf der Treppe vernommen hatte, an die halboffene Tür.

„Mama, willst Du hierherkommen?“ rief er hinaus, dann kehrte er rasch an seinen Platz zurück, Alices Hand ergreifend. Und so standen sie zusammen, als die majestätische Gestalt seiner Mutter, noch mit dem kostbaren Sammetkleid angetan, über die Schwelle schritt.

Eine grenzenlose Überraschung, die in der nächsten Minute einem Ausdruck des Zornes wich, malte sich in ihren Zügen, sobald sie bemerkt hatte, wen ihr Sohn umschlungen hielt. „Arthur!“ stieß sie hervor. „Was soll das bedeuten?“

„Höchstes Erdenglück, hoffe ich,“ lautete die ruhige Antwort. „Wenn nicht, so doch sicher ein besseres Leben für mich und ein“

weniger demütigendes für sie. Wir sind verheiratet, Mama, und ich wünsche — —“

Weiter kam er nicht. Bei dem Wort „verheiratet“ taumelte die stolze Frau, die mit einem Schlag all ihre Pläne und ehrgeizigen Träume vernichtet sah, jäh zurück und ehe ihr Gatte sie stützen konnte, stürzte sie bewusstlos zu Boden.

Herr Irving beugte sich über sie, um sie aufzurichten, doch im nächsten Moment brach ein Ausdruck triumphierender Freude von seinen Lippen.

Durch den Fall hatte sich der Kragen von Frau Irvings Kleid geöffnet und den erstaunten Blicken der Anwesenden zeigte sich ein prächtiges Halsband aus Diamanten, die in wahrhaft blendendem Glanz erstrahlten. Das mußte der verschwundene und von uns so eifrig gesuchte Familienschmuck sein.

Wahrhaftig, diese Entdeckung war der Höhepunkt aller Überraschungen, die der Abend gebracht hatte!

„Die Diamanten, die Diamanten!“ murmelte Herr Irving und ohne die hilflose Lage seiner Frau zu beachten, löste er das Kleinod ziemlich unsanft von ihrem Hals, ließ es wieder und wieder durch die Hände gleiten und betrachtete es mit einem Blick, als könne er kaum an den glücklichen Fund glauben.

Arthur und Alice hatten ebenfalls einen Ruf der Überraschung ausgestoßen; sie sahen sich einen Moment bedeutungsvoll an und bemühten sich dann, die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen. Der Bankier stand, nachdem er das Halsband in die Tasche gesteckt, untätig daneben, einen halb mitleidigen, halb erzürnten Blick auf seine Frau werfend. Sie kam bald wieder zur Besinnung und indem sie sich jäh aufrichtete, fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als suche sie, sich an des Vorgefallene zu erinnern.

Dabei entdeckte sie das Fehlen des Halsbandes. Jäh sah deutlich, wie sie erbleichte und zitterte.

„Wer hat gewagt — —“ stammelte sie, doch ein Blick auf ihren Gatten ließ sie verstummen. Fassungslos sank sie in einen Sessel.

„Wenn Du Deine Juwelen suchst, Milicent,“ sagte Herr Irving in schroffem Tone, „so magst Du wissen, daß sie jetzt in meinem Besitz sind. Es war eine seltsame Laune von Dir, sie unter statt auf dem Kleide zu tragen; noch seltsamer war's, daß Du sie vollständig vergessen und glauben konntest, sie seien Dir gestohlen worden.“

Die stolze, hochmütige Frau fand kein Wort der Erwiderung. Es zuckte um ihren Mund, und mit den Tränen kämpfend, wandte sie sich zu ihrem Sohn.

„Arthur,“ kam es gebrochen über ihre Lippen, „was habe ich nicht für Dich getan! Und so dankst Du es mir?“

„Aber Mama,“ widersprach der junge Mann in besänftigendem Tone, „könntest Du einen besseren Dank von mir erhalten, als mein Bemühen, ein neues Leben zu beginnen? Noch vor einem Jahre war ich die Schande der Familie, ein Mann, den die Welt verachtete, für den Du nur ein nachsichtiges Mitleid empfandest. Heute kann ich wieder frei durch die Straßen gehen und brauche mich vor niemand zu schämen. Ich habe meine Selbstachtung wiedergefunden, ich bin ein ehrenhafter Mann geworden und das —“ er zog Alice dichter an sich — „einzig und allein durch meine liebe kleine Frau. Wiegt dies alles nicht die kleinen Nachteile auf, die vielleicht Deinen Stolz verletzen, Dein Herz aber sicher nicht berühren können?“

Jede andere Mutter hätte dieses Argument weich gestimmt, nicht so Frau Irving. Statt sie zu versöhnen, trugen die Worte des Sohnes nur dazu bei, sie zu reizen und ihr die hochmütige Haltung zurückzugeben.

„So?“ tief sie voll Bitterkeit. „Die Liebe Deiner Mutter genügt also nicht, Dich auf den rechten Wege zu bringen?“

Meine Opfer, meine Teilnahme, meine Bemühungen, Dich vor der Mißachtung der Welt zu schützen, galten Dir nichts? Da mußte erst solch ein hergelaufenes Ding kommen — eine Dienstmagd — ein — —“

Der junge Mann trat einen Schritt vor.

„Mama,“ unterbrach er sie mit flammendem Blick. „Alice ist eine Dame und was mehr bedeutet, meine Gattin. Sie steht auf gleicher Stufe mit Dir. Anstatt zürnen, solltest Du dankbar sein, daß sie der Engel ist, der mich gerettet hat.“

Das war nicht klug gesprochen, aber wann wäre die Liebe je weise gewesen?

Ein harter Zug trat in Frau Irvings Gesicht und ihre Stimme zitterte in höchster Erregung, als sie mit unterdrückter Festigkeit erwiderte:

„Sawohl, ein Engel, der mich zu grunde gerichtet hat! Wird mein Gatte mir jemals wieder Vertrauen schenken, nun er herausgefunden hat, daß ich ihn getäuscht habe — betrogen habe um Deinetwillen?“

„Um meinetwillen?“ fragte Arthur verwundert.

„Sawohl“, brach sie zornig los, „Du konntest mit meinem Herzen spielen, meinen Stolz aufs tiefste verletzen, meine Dienerin heiraten, ohne je zu fragen, woher Deine Mutter, deren Liebe Dich nicht zur Umkehr bewegen konnte, den Preis für Deine begangenen Sünden nahm!“

Arthur stutzte. „Was meinst Du damit, Mama?“ fragte er, sichtlich betroffen. „Welchen Preis zahltest Du für meine Sünden?“

Ein ironisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Es ist wohl Zeit, daß Dich dieser Punkt einmal interessiert“, erwiderte sie. Und einen scheuen Blick auf Herrn Irving werfend, der mit ernster Miene dem Gespräch gefolgt war, fuhr sie fort: „Hast Du Dich je gefragt, woher das Geld kam, mit dem ich vor zwei Jahren in Paris Deine Schulden bezahlte?“

„Nein“, gestand er verwirrt, „ich — ich dachte, es wäre das Deinige — Du seiest eine reiche Frau.“

„Und selbst wenn ich das wäre“, unterbrach sie ihn herb, „auch reiche Frauen haben nicht immer 100 000 Franken zu ihrer Verfügung. Dennoch gab ich sie Dir und Du nimmst sie ruhig an. Von wem meinst Du, daß ich sie erhielt? Von Deinem Stiefvater nicht, das kann er Dir bezeugen.“

„Woher denn?“ stammelte Arthur bestürzt. „Sage es mir!“

Doch ehe sie etwas erwidern konnte, trat Herr Irving zwischen beide. Eine auffallende Veränderung zeigte sich auf seinem Gesicht — er sah totenbläß aus. „Beantworte erst meine Fragen, Milicent“, sagte er in schroffem Ton. „Du gabst also vor zwei Jahren in Paris Deinem Langenichts von Sohn 100 000 Franken?“

Sie senkte schweigend den Kopf.

„Eine große Summe“, fuhr er fort, „eine sehr große! Es wundert mich nicht, daß Du nicht wagtest, sie von mir zu verlangen. Für ihn hätte ich sie nie hergegeben. Mich wundert nur, daß Du einen Freund fandest, der sich bereit zeigte, sobiel Geld zum Fenster hinauszwerfen.“

„Es war kein Freund“, murmelte sie noch immer gesenkten Hauptes. Und dann plötzlich stehenden Blickes zu ihm aufschauend, sagte sie mit einer Weichheit, wie ich sie nie bei dieser stolzen Frau vermutet hätte: „William, wir haben keine Kinder und Du weißt daher nicht, was es heißt, einen Sohn zu lieben. Den meinigen in Not und Bedrängnis zu wissen und nicht alles anzubieten, ihm zu helfen, war mir unmöglich. Du mußt Nachsicht üben mit einem Mutterherzen, William!“

„Aber das Geld“, stieß er heiser hervor, „woher nimmst Du es?“

Sie errötete jäh und senkte abermals den Kopf. Erst nach einer Pause sprach sie wieder und mir schien, als ob ihre Stimme jetzt bedeutend fester klang. „William“, sagte sie, „warum schicktest Du heute Abend, während ich mich für die Gesellschaft anleidete, nach mir, warum sagtest Du mir, ich solle meine Diamanten anlegen und sie Dir morgen für kurze Zeit überlassen, weil Du sie einem Juwelier zeigen wolltest. Was hat ein Juwelier mit meinem Halsband zu schaffen?“

Sein Gesicht rötete sich langsam. „Nichts, nichts!“ entgegnete er unsicher. „Es war nur eine Laune von mir, ich wünschte zu erfahren, wieviel die Steine wert seien.“

„Weißt Du das nicht?“ fragte sie leise, indem sie ihn mit durchdringendem Blick ansah.

„Nur ganz ungefähr.“

Sie schwieg, in ihren Zügen jedoch malte sich eine starke innere Bewegung.

„Nun,“ begann er von neuem, „wirfst Du mir nicht die Frage beantworten, die ich Dir vorhin stellte?“

„Nicht dünkt,“ gab sie abwehrend zurück, „es wäre richtiger, mich zu fragen, was mich, die ich bisher als ehrenhafte Frau galt, dazu trieb, meine eigenen Juwelen zu stehlen, nur um sie nicht in andere Hände geraten zu sehen.“

„Wir wollen das unerörtert lassen,“ versetzte er ausweichend. „Keine Frau trennt sich gern von einem so kostbaren Schmuck, sei es auch nur für wenige Tage.“

Sie lachte grell auf. „Aber eine Frau nimmt nicht ihre Zuflucht zu einem Verbrechen veranlaßt keine polizeiliche Einmischung, nur weil sie im Besitz ihrer Diamanten bleiben möchte. Nein — da müßte sie einen andern Grund haben — die Furcht vor einem großen Unglück — vor dem Verlust der Liebe und des Vertrauens ihres Gatten —“ Hier versagte ihr die Stimme.

„Milicent, was hast Du getan?“ stieß der Bankier unruhig hervor. „Welches Geheimnis birgt sich in Deinen Worten?“

„O, ein ganz geringes. Bestehst Du darauf, die Steine morgen einem Juwelier zu zeigen?“

„Ja — um ihren Wert festzustellen.“

„Du es lieber nicht,“ riet sie ihm ab.

„Weshalb?“

„Weil er Dir ins Gesicht lachen würde. Die Steine sind nämlich falsch. Es ist nicht ein einziger Diamant darunter. Alles Glas — wertloses Glas!“

Der Bankier starrte sie einen Moment ungläubig an, dann zog er hastig das Halsband aus der Tasche und hielt es gegen das Licht. Der Glanz des Geschmeides schien ihn zu beruhigen.

„Du hältst mich zum Narren, Milicent,“ sagte er in ärgerlichem Tone. „Sieh, wie die Steine blißen und funkeln. Solches Feuer haben nur echte Diamanten. Du willst mich durch Deine Behauptungen verhindern, sie Dir wegzunehmen, weiter nichts.“

„Ich schwöre Dir aber, sie sind falsch,“ beharrte sie. „Die Umänderung wurde in Paris gemacht. Ich erhielt 100 000 Franken und die genaue Kopie meines Halsbandes in Imitation. Wäre der Mann, der diese Kopie herstellte, nicht einer der ersten Fachleute gewesen, glaubst Du, ich hätte gewagt, sie öffentlich in allen Gesellschaften, die wir besuchten, zu tragen?“

Ihre Worte schienen Herrn Irving völlig zu Boden zu schmettern. „Milicent, Milicent, ist das wahr?“ brachte er mühsam hervor, und dann lehnte er sich schweratmend an den Kamin.

„Ja, es ist wahr!“ versicherte sie, sichtlich erstaunt über die starke Erregung, die dieser zur Schau trug.

Mit grossender Miene wandte sie sich zu ihrem Sohn. „Jetzt weißt Du, was ich für Dich tat, Arthur. Und noch mehr — während Du Dich an dem Lächeln einer Alice Dudley be-räuschtest, stand ich der Welt gegenüber, mit falschen Steinen

geschmückt, beständig in der Furcht vor Entdeckung, vor einer Szene wie die heutige lebend.“

Der junge Mann wollte sie unterbrechen, doch sie bewegte abwehrend die Hand. „Kein Wort!“ rief sie in unverfönllichem Ton. „Zwischen uns ist alles aus, Arthur Sutton! Den Sohn habe ich verloren, gebe der Himmel, daß ich nicht auch noch den Gatten verliere!“

Sie schaute angstvoll zu diesem hinüber, als erwarte sie ein Wort der Vergebung, doch umsonst. Er hatte das wertlose Geschmeide zu Boden geworfen, stieß die Tür auf und einen unbeschreiblichen Blick auf seine Frau werfend, verließ er das Zimmer.

Voll Verzweiflung sah sie ihm nach. „William, William,“ kam es dann klagend über ihre Lippen, und alles vergessend, außer der Liebe zu ihrem Mann, stand sie im Begriff, ihm zu folgen, als Arthur sie zurückhielt.

„Geh Du von hier fortgehst, Mama,“ sagte er bittend, „mußt Du mich anhören. Magst Du mich auch für undankbar und gleichgiltig gehalten haben, glaube mir, meine Schuld an Dich hat schwer genug auf mir gelastet. Daß Du mir dabei ein so großes Opfer brachtest, wußte ich nicht, denn ich dachte, das Geld käme, wie Du es mir vorgeredet, zum größtenteil von meinem Stiefvater. Aber auch so hat es mich bedrückt und mir manche schwere Stunde bereitet, weil ich nicht wußte, wie ich es zurückzahlen sollte. Und um Dir zu beweisen, daß meine Reue keine tatenlose, erheuchelte gewesen, will ich Dir jetzt ver-raten, warum ich jeden Abend abwesend war. Ich habe gearbeitet, gearbeitet wie ein Sklave, um eine Stellung zu er-langen, die mir gestatten würde, meine Frau zu ernähren und eine Summe für meine Mutter zu erübrigen. Wenn ich diese Stellung erhalte, so werde ich mir und Alice nichts gönnen, bis ich Dir nicht meine ganze Schuld abgetragen habe. Täte ich es nicht, so hättest Du ein Recht zu sagen, es sei alles aus zwischen uns, nicht aber jetzt, wo ich bestrebt bin, mich Deiner würdig zu zeigen.“

Er sprach wirklich sehr herzlich und rührend, aber die Schranke, die er durch seine überstürzte Heirat zwischen sich und seiner stolzen Mutter aufgerichtet hatte, ließ sich nicht in einem Augenblick umreißen. Frau Irving blieb unverfönllich und mit einigen kalten Worten verließ sie das Zimmer.

Ich hoffte, die jungen Ehegatten würden ihr folgen und mir so Gelegenheit geben, meinem Versteck zu entschlüpfen, allein sie blieben. Notgedrungen mußte ich Zeuge ihrer ersten vertraulichen Unterredung sein. Alice, die in Haltung und Aussehen gar nicht wiederzuerkennen war, ergriff die Hände ihres Mannes und zog ihn liebevoll neben sich aufs Sopha nieder.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Imitierte Perlen.

Von C. Osten.

Schon im 16. Jahrhundert hatten die Venetianer, welche in allen Zweigen der Glasmacherkunst berühmt waren, begonnen, Glasperlen zu fabrizieren — wahrscheinlich nach chinesischen Vorbildern. Jedenfalls fabrizierte man in Venedig kleine, hohle und transparente Kugeln, welche man innen mit einer perlfarbigen Glasur versah, um sie den natürlichen Perlen ähnlich zu machen. In Frankreich waren vor dem Ende des 17. Jahrhunderts die künstlichen Perlen entweder aus geblasenem Glas, innen lebhaft silberartig gefärbt, d. h. mit Quecksilber bekleidet, oder sie wurden aus Wachs hergestellt und mit Fischleim überzogen. Aber das waren sehr unvollkommene Imitationen; man vermochte durch jene Mittel weder den charakteristischen Glanz, noch

den eigenen irisierenden Schimmer der echten Perlen hervorzu- rufen. Ein Rosenkranzfabrikant in Paris, namens Jacquin, er- zielte jedoch zu Ende des 17. Jahrhunderts ganz neue und wun- derbare Resultate. Auf den ersten Blick war es äußerst schwierig, seine Imitationen von echten Perlen zu unterscheiden, und auf geringe Entfernung ließen sich sogar die tüchtigsten Juweliere täuschen. Jacquin war auf seine glückliche Idee gekommen, als er bemerkte, daß das Wasser, in welchem man die kleinen Silber- fische und Ukeleys gewaschen hatte, eine große Anzahl von Schup- pen enthielt, deren silberschimmernder Glanz lebhaft an den der echten Perle erinnerte. Jeder Fisch liefert aber nur eine kleine Quantität Schuppen, denn um ein Pfund derselben zu erhalten, braucht man nicht weniger als 4500 dieser Fische. Doch der Ukeley ist in den meisten Wasserläufen in sehr großen Mengen vorhanden und leicht zu fangen. Jacquin sammelte diese Schup- pen, ließ sie trocknen, verwandelte sie in Pulver und verwendete sie darauf zur Herstellung einer Silberessenz, mit welcher er Kügelchen aus Wachs, Maaßter oder Glas überzog. Da dieses Email sich jedoch zu leicht löste, und an der Haut der Damen, welche diese Perlen trugen, haften blieb, also die Herkunft der schönen Perlen verriet, so griff der Erfinder wieder auf hohle Kügelchen zurück, wie die Venetianer sie schon vor seiner Zeit verfertigt hatten. Wenn die Essenz in diese kleinen Kugeln ge- blasen worden war und sich gut an den inneren Wandungen festgesetzt hatte, so goß man Jungfernwachs (von jungen Bienen erzeugtes helles Wachs) in die Perle, um sie widerstandsfähig zu machen.

Im allgemeinen wird noch immer die Methode Jacquins be- folgt. Auch Gelehrte haben sich bemüht, die Fabrikation der Perlen zu vervollkommen, und der berühmte Reaumur suchte ein Verfahren zur Konservierung der Perlenessenz zu finden, welche sonst kurz vor der Anwendung bereitet werden muß.

Die Fischschuppen werden einer ganzen Reihe von Manipu- lationen unterworfen. Man nimmt zwei Kilo Schuppen und läßt sie während zwei Stunden in kaltem Wasser liegen, dann tut man sie in eine Art Butterfaß, wo man sie während zweier Stun- den mit 6 Liter Wasser schlägt. Dann werden die Schuppen in einen Leinwandbeutel geschüttelt und gepreßt, wodurch eine milchige, silberfarbige Flüssigkeit erzeugt wird. Diese etwas komplizierte Operation wird wiederholt, bis die Schuppen allen Glanz ver- loren haben. Die milchige Flüssigkeit muß dann einige Tage ruhen, nachdem man ein wenig Ammoniak hinzugefügt hat; dar- auf klärt man sie ab und gießt sie unter Zusatz eines gleichen Theils Alkohol auf Flaschen. Wenn man dann endlich mittels sorgsammer Verfahren einen wahren Silbersaft gewonnen hat, fügt man eine gewisse Menge Gelatine hinzu und hat dann die Flüssigkeit nur noch in die Glasperlen zu bringen. Diese Ope- ration wird mittels einer dünnen, mit einer Spitze versehenen Röhre ausgeführt, durch welche die Schuppenlösung eingeblasen wird. Dann braucht die Perle nur noch gedreht zu werden, damit die Essenz sich gleichmäßig an der inneren Wandung verteilt, worauf man sie auf einem mit Pergament bedeckten Siebe unter beständigem Schütteln desselben trocknen läßt.

In Marano, aber auch in französischen und böhmischen Glashütten fertigt man die mit dieser Essenz zu behandelnden Glasperlen; es gelingt den Fabrikanten, ihre Glasperlen der echten Perle täuschend ähnlich zu machen. Um dem künstlerischen Produkt ein natürliches Aussehen zu verleihen, gibt man ihm oft nicht die vollkommen kugelförmige Gestalt. Der Glasbläser er- zeugt beispielsweise mittels eines glühenden Eisens, welches er der Glaskugel nähert, kleine Höcker und Unebenheiten auf der- selben. Und wenn man Perlen sieht, welche Unregelmäßigkeiten dieser Art zeigen, so sagt man sich, daß dieselben echt sein müssen;

denn wären sie künstlich fabriziert, so würde man ihnen nach An- sicht harmloser Leute doch nicht eine unebene, sondern eine tadel- lose Form gegeben haben.

(Nachdruck verboten.)

Merkwürdige Fremdenzimmer.

Plauderei von P. A. von Perlsuhn.

Es wäre für manchen Autor vielleicht keine undankbare Auf- gabe, ein Buch über Fremdenzimmer zu schreiben — das heißt, nur über solche, die aus irgend einem Grunde allgemeiner Be- achtung wert sind, denn was man über die Räume erzählen möchte, die eine beliebige Frau Doktor oder Direktor sich für ihren Logierbesuch einrichtet, würde schwerlich die Wißbegierde weiterer Kreise erregen. An Stoff dazu mangelt es nicht, nur ist er leider nicht immer leicht zugänglich, dessenungeachtet aber dürfte ein solches Werk, auch wenn es selbstverständlich nicht annähernd An- spruch auf Vollständigkeit zu erheben vermöchte, viel des Inter- essanten und Wissenwürdigen enthalten. Ich habe dabei weniger Fremdenzimmer im Sinn, die der Schauplatz großer historischer Ereignisse waren, als vielmehr solche, an die sich ein Brauch, ein Aberglauben oder sonst etwas Ähnliches knüpft.

Es gibt eine Menge Sitten dieser Art. So war z. B. bei den alten Germanen üblich, in jedem Raum, in dem Gäste übernachteten, einen Altar zu errichten zum Schutz der Flüchtlinge. Denn der Altar galt als eine Freistatt, die jedermann heilig war; wer auf seinen Stufen eine Zuflucht suchte, dem durfte kein Ver-folger etwas zu Leide tun. Die gleiche Sitte findet sich, wenn auch nicht durchgängig, selbst heute noch in R o r s i k a. Bekannt- lich wird das Gastrecht dort so hoch gehalten, daß die Ein- geborenen sogar dem Feinde, dem sie Blutrache geschworen haben, ein sicheres Obdach gewähren. Damit ihm aber auch von keiner andern Seite her etwas Uebles widerfahren kann, so lange er unter dem fremden Dach weilt, stellt man ihm einen Altar in sein Zimmer. Freilich vermag ihn das nicht davor zu retten, daß er im Schlaf überfallen und ermordet wird.

Ein Brauch ganz anderer Art, der etwas unlegbar Humo- ristisch hat, herrscht in K o r e a. Dort muß jeder Gast, der die Nacht in einem fremden Hause zugebracht hat, in seinem Zimmer drei Haare, drei Finger- und drei Fußnägel — wie manche be- haupten auch einen Zahn, doch beruht dies nach Aussagen von Reisenden auf freier Mythenbildung — zurücklassen. Es steht zu diesem Zweck auf einem Postament eine zuweilen kostbar ge- arbeitete, verschlossene Urne mit einem Spalt zum Hineinstecken der genannten Dinge. Die Urne wird niemals geleert, und der Gast, der sich unterfangen wollte, dies zu tun, würde als ein Frevler angesehen und vom Volke gehncht werden. Befinden sich in einem Hause mehrere Gastzimmer, so weist man den Leuten, die man besonders ehren will, dasjenige an, in dem die am meisten gefüllte Urne steht. Einige vornehme Koreaner sollen sich des Besizes von Urnen erfreuen, die seit länger als tausend Jahren im Gebrauch sind. Geschmackvoller als der erwähnte, den Chinesen so ähnliche Volksstamm erscheinen die B e w o h n e r v o n T a h i t i, welche die Türen der Gemächer, in denen Gäste ruhen, mit den Lieblingsblumen der jeweiligen Königin umkränzen. Es soll damit angedeutet werden, daß der Fremde eigentlich der Gast der eyotischen Majestät ist. „Alles, was ich besitze, gehört meiner Königin, also verdankt der Fremdling, den ich beherberge, auch ihr und nicht mir die Speise, mit der ich ihn erquicke und das Lager, das ich ihm bereite“, sagte eine alte Tahitierin zu einem deutschen Herrn, den sie bei sich aufgenommen. Ein paar Amerikanerinnen gefiel die Sitte so gut, daß sie sie — allerdings etwas modifiziert — in ihren Kreisen einführten. Sie schmückten nämlich alle ihre Fremdenzimmer mit ihren Lieblingsblumen. Eine reiche Dame aus Chicago, die eine Anzahl in herrlicher Gegend gelegener Logierhäuser besitz, machte es dem Pächter derselben zur Pflicht, daß in jedem vermieteten Gastzimmer ein Strauß frischer gelber Chrysanthemen, die sie sehr liebte, stehen mußte.

Amerika ist überhaupt das Land, welches zu einer Chronik der Fremdenzimmer das reichste Ma- terial bieten möchte. Ebenso wie es dort eine Masse Spuk- häuser — haunted houses — gibt, so ist auch die Zahl der ein- zelnen Zimmer, in denen es spuken soll, nicht gering. Da man nun der Ansicht ist, daß es Glück bringt, in einem solchen zu schlafen, so benutzt man die haunted rooms mit Vorliebe zum Logis für Gäste. Leute, die eins ihr eigen nennen, vermieten es zu fabelhaft hohen Preisen an Reisende. In einem Zimmer einer Villa, die an völlig einsamer Stelle des Yellowstonepark gelegen ist, hängt das Bild einer rothaarigen Dame in lila, die

Dem on dit zufolge zu mitternächtiger Stunde lebendig wird und aus dem Rahmen steigt. Von einem andern Fremden gemacht behauptet man, daß seine Fenster von außen erhellt scheinen, selbst wenn kein Licht drinnen brennt. Sehr seltsam ist auch die Geschichte eines prächtig eingerichteten Raumes, in dem einmal Feuer ausbrach, als eine bekannte Schauspielerin, „fire-bird“ genannt, darin schlief. Sie erhielt diesen Namen, weil wiederholt Hotels, in denen sie gerade wohnte, abbrannten. Schließlich wollte sie kein Wirt mehr aufnehmen. In dem vorerwähnten Zimmer aber überbrachte man, nachdem die Spuren des Brandes beseitigt waren, drei nacheinander dort wohnenden Geschäftsleuten die Nachricht, daß sie bei einer Spekulation einen ungeheuren Gewinn erzielt hatten. Seither ist das Zimmer beständig an Börsenleute vermietet. Der Volksmund sagt „Feuer bedeutet Geld, folglich bringt das Übernachten in einem schon einmal durch Feuer vernichteten Raum pekuniären Gewinn.“ Bekanntlich weißt man nach der Meinung abergläubischer Menschen auch bei uns ein Traum, in dem man helle Flammen emporlohen sieht, unerwarteten Geldbesitz. Die übrigen Zimmer, die durch die unheilvolle Anwesenheit von „fire-bird“ ein Raub der Flammen wurden, besaßen aber nicht die gleiche Eigenschaft wie jenes, von dem ich erzählte.

Auch in England existieren Gastzimmer, von denen allerhand Unheimliches berichtet wird. In dem prachtvollsten Gemach eines feudalen Edelbesitzes, in dem einst Jakob II. zum Besuch des damaligen Besitzers geweilt hat, soll man lauter prophetische Träume haben. Auf einem Schloß des Marquis of Lorne befindet sich eine Kammer, in der jeder, der dort schläft, allnächtlich durch einen markdurchdringenden, übernatürlich klingenden Vogelschrei geweckt wird. Im Erwachen fühlt er, wie etwas gleich einer kalten Hand oder einem Fittich über sein Gesicht fährt. So unangenehm es auch sein muß, in diesen Räumen zu schlafen, so weißt man sie doch ausschließlich den vornehmsten Gästen zum Logis zu. Das Alter spielt dabei keine Rolle, sondern lediglich der Stammbaum, es kann daher geschehen, daß man unter Umständen auch Kinder in den Speckzimmern einquartiert. Übrigens herrscht der Brauch, die vornehmsten Personen ohne Rücksicht auf ihre Jahre in bestimmten, für Leute von Rang reservierten Gemächern übernachten zu lassen, auch in vielen außerenglischen aristokratischen Häusern. So zeigte man mir auf einem dänischen Landsitz ein fabelhaft prunkvolles Zimmer mit dem Bemerkung, daß eine zwölfjährige Komtesse zuletzt dort als Gast geweilt habe. In der Mitte desselben stand unter goldumfärbtem Baldachin ein riesiges geschmücktes Paradebett, zu dem vier teppichbelegte Stufen heraufführten. Rechts und links davon ragte ein hoher silberner Standelaber empor. Das ganze Arrangement machte den Eindruck, als ob ein Loter dort aufgebahrt werden sollte. Das kleine Mädchen ist denn auch beim Anblick der imposanten Lagerstatt in Tränen ausgebrochen, die nicht zu fließen aufhörten, als die alte Kammerfrau, die ihr beim Auskleiden behilflich war, vorwurfsvoll sagte: „Aber Komtesse, es ist ja das Sterbezimmer des Großvaters unseres jetzigen Herrn. Bedenken Sie doch, wie man Sie damit ehrt!“ Der Trost versing leider ganz und gar nicht.

Gemütlich sind die Fremdenzimmer in Schlössern, die man für Respektspersonen und nun gar für Fürstlichkeiten bereit hält, selten. Es ist dort meist ein verblüffender Luxus zu finden, auch Komfort, aber wie gesagt, kein trauliches Behagen. Im königlichen Schloß zu Berlin sind allerdings neuerlich mehrere Prunkgemächer für gekrönte Gäste eingerichtet worden, die, wie alle, die sie gesehen haben, behaupten, eine Ausnahme von der angeführten Regel machen sollten. Das eine, welches im Rokoko-Styl ausgestattet ist, wird uns als ein Wunder von Luxus und Heimlichkeit zugleich geschildert. Ein zweites repräsentiert den Empirestil mit leichtem Anklang aus Barocke.

Eine lebenswürdige Wohnheit ist es, welcher die Gräfin Sophie Potocka auf Tulzhin in der Krim huldigte. Sie ließ nämlich die Schlafzimmer ihrer bevorzugteren Gäste genau nach dem Vorbilde derer einrichten, die sie bei sich zu Hause bewohnten.

(Nachdruck verboten.)

Wie der Brigade Kommandeur die Personalakten des Leutnant von Rosen kennen lernte.

Von Anna Hasselbach.

Auch wir vom siebenten Train-Bataillon hatten unsern genialen Offizier, wie er bei jedem Regiment vorhanden ist, der je nach Begabung zu Kaisers Geburtstag das patriotische Festspiel dichtet, bei den Liebesmälern mit interessantesten Karrikaturen aufwartet, in den Salons der Regimentsdamen wechselweise die schwierigsten Opern, Arien und die pikantesten Auplets

zum Besten gibt. Solche Regimentsgenies haben es einesteils sehr gut, andernteils sehr schlecht. Sie sind das Enzücken der Damen, weil sie die Gesellschaften verschönern, und die Wut der Regimentskommandeure, weil sie in den meisten Fällen schlappe, nachlässige Offiziere sind. Immerhin aber haben die Vorgesetzten länger Geduld mit ihren Schwächen als mit denen anderer Offiziere, denn die Damen, die Damen von der Frau Regimentskommandeuse an bis zur jüngsten Leutnantsfrau halten die Hand über dem Regimentsgenie.

Starke Charaktere ertragen den mit ihren Talenten verbundenen Grad der Bewöhnung mit etlichen Klippen, schwache mit verderblichen Leidenschaften Behaftete pflegen daran zu zerschellen.

Dir, Alfred von Rosen, dem liebenswürdigsten, empfindsamsten aber unverbesserlichsten aller Kameraden sei dies Erinnerungsbild geweiht.

Von den Garderegimenten kam er zu uns. Vor ihm her gingen die abenteuerlichsten Gerüchte pikanter Verhältnisse, unglaublicher Schulden, die sein Bruder, der Besitzer eines Majorats mit großen Opfern geregelt hatte. Wir, der Train, waren seine letzte Rettungsstation.

Wir nahmen ihn ziemlich kühl auf, aber er sah mit unmaßstäblicher Gleichgültigkeit darüber hinweg, wie er überhaupt eine der vornehmsten Persönlichkeiten war, die mir jemals vorgekommen. Sehr groß, schlank mit einem schönen apathischen Antlitz hatte er große graue Augen, die immer den gleichen melancholischen Ausdruck zeigten. Mit seinen schlanken peinig gepflegten Händen kokettierte er ziemlich stark, aber hauptsächlich zu seinem eigenen Vergnügen. Sonst war er vollkommen gleichgültig. Überfüllt vom Erfolg.

Er sollte nämlich im Besitz einer wunderschönen Stimme sein, die ihm alle Herzen eroberte, und nur auf Grund sehr hoher Fürsprache hatte man es überhaupt noch einmal mit ihm bei einem andern Regiment versucht. Sonst wäre er vermutlich längst einer haltlosen abenteuerlichen Existenz überantwortet gewesen.

Unser Bataillonskommandeur hatte geheime Weisung gegeben, von dem musikalischen Talente Rosens keinerlei Notiz zu nehmen, damit er nicht wieder auf den Boden für ihn so überaus gefährlicher Erfolge geriete. Er war bei uns nur Soldat. Um seiner selbst willen durfte er nicht wieder siegreich aus dem Rahmen des Bataillons hervortreten.

Da vereinigte die erste große Gesellschaft des Winters im Hause unseres Bataillonskommandeurs Oberstleutnant Zimburg eine Anzahl der militärischen Honoratioren unserer Garnison, unter denen der Kommandeur der Kavallerie mit seiner Gemahlin, der Tochter eines entthronten fürstlichen Hauses den Glanzpunkt bildete.

Man nannte die Kavallerie-Kommandeuse ihrer Herkunft entsprechend nur die Prinzessin, denn sie wandelte mit hochmütiger, allzeit Audienz ertheilender Miene, so daß sich in ihrer Nähe die harmlose Fröhlichkeit staubgeborener Sterblichen niemals entfalten konnte, unter der Gesellschaft.

Die gesamte Garnison aber faßte die Art der Prinzessin selbstverständlich als Beleidigung auf.

Auch diesmal saß die Durchlaucht teilnahmslos bei all den verschiedenen Darbietungen der Talente auf ihrem Ehrenplatz, spielte mit dem Orgnon und wünschte sehnlich das Fegefeuer des Dilettantismus wieder einmal glücklich hinter sich zu haben. Der Zug der Langeweile auf ihrem schön geschnittenen Antlitz redete so deutlich, daß ich plötzlich ein leise aber deutlich gemurmertes „Impertinent“ hinter mir vernahm. Es war Rosen, der so ungeniert diese Kritik vom Stapel gelassen hatte.

„Man kann es ihr fast nicht übel nehmen. Sie soll selbst eine großartige Künstlerin auf dem Klavier sein“, sagte ich entschuldigend.

„Aber die hohe Dame sollte nicht so verächtlich über Minderbegabte hinweg sehen. Man müßte ihr eine Lektion erteilen.“

„Wer wollte das wohl unternehmen?“

In diesem Augenblick verstummte der Gesang des neckischen jungen Fräuleins, das seinen abhanden gekommenen Schatz beklagte, aber in dem Bewußtsein, daß die Welt groß und voller Männer sei, das Gleichgewicht wieder gefunden hatte, und man sollte sich nunmehr zum Souper begeben.

Da erschien plötzlich aufgefördert unerwartet die hohe Gestalt Rosens am Klavier.

Wie ein Blitz wand sich der Hausherr durch die Gesellschaft, um den seiner besonderen Obhut anempfohlenen Leutnant zu verhindern, in den für ihn so ganz besonders gefährlichen Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu treten.

Aber schon war es zu spät.

Rosen hatte sich am Klavier niedergelassen, einige sanfte Akkorde ertönten, ein Vorspiel, aus dem allmählich die Melodie

sich löste und dann von einer wunderbar schönen melancholisch bewegten Stimme erklang es:

Es war ein Sonntag hell und klar,
Ein wunderschöner Tag im Jahr,

O Jugendzeit, o sel'ge Zeit,

Wie liegst Du fern, wie liegst Du weit.

Noch nie im Leben hatte ich solchen Gesang vernommen. Die Stimme war nicht von übermäßiger Stärke, aber von solch wunderbar schönem Klang, so hinreißendem Schmelz, daß es sich allmählich gleich Zauberbann über die Gesellschaft legte. Wer verstand nicht diese geheimnisvolle Melancholie bei der Erinnerung an die auf immer entschwundenen Jugendtage, aber wenn von der ganzen Gesellschaft war es wohl gegeben, solcher Stimmung in der Weise Ausdruck zu verleihen. Immer stiller ward es im Saal, ernster und wehmütiger wurden die Gesichter, aus manchen Augen perlten Tränen — — —

O Jugendzeit, o sel'ge Zeit,

Wie liegst Du fern, wie liegst Du weit.

Nicht ein Laut rührte sich, als Rosen geendet hatte, brausender Beifall, lärmendes Wort wäre jedem als Entweihung erschienen.

Da ereignete sich etwas ganz Unerwartetes.

Die Prinzessin hatte sich erhoben. Ihr schönes Antlitz war wie verklärt, ihre Augen leuchteten, ihr Mund lächelte.

Sie trat ans Klavier, streckte Rosen die Hand entgegen und sagte vernehmbar: „Ich danke Ihnen, Herr Leutnant und hoffe, daß Sie uns nach dem Souper noch einige Lieder schenken werden.“

„Ich bitte um Verzeihung, Durchlaucht, aber ich kann mich in den wenigsten Fällen selbst begleiten. Und in der fremden Garnison bin ich noch mit niemand eingespiziert“, erwiderte Rosen höflich ablehnend.

„Ich werde Sie begleiten, Herr Leutnant.“

„Unendlich gnädig, Durchlaucht. Trotzdem muß ich heute verzichten. Ich bin sehr ermüdet.“

Durch diesen Akt von Mannesstolz (vielleicht wars auch nur Eitelkeit) wurde Rosen mit einem Schlag populär. Er hatte der Prinzessin eine Lektion erteilt, dafür kam ihm die ganze Garnison nunmehr mit offenen Armen entgegen. Aber auch die Prinzessin, deren Musikenthusiasmus doch noch größer war als ihr Standesgefühl, zog ihn in ihren intimen Kreis und es währte nicht lange, so war er wiederum überall Hahn im Korbe, zum ungeheuren Ärger des Bataillonskommandeurs, dem sein genialer Offizier bald eine Fülle von Verlegenheiten bereitetete.

Rosen war kaum ein Jahr bei uns, als es ihm wiederum gelungen war, seine Verhältnisse derartig zu verwickeln, daß selbst der nachsichtigste Kommandeur es kaum mit seinem Gewissen vereinigen konnte, ihn noch ferner zu halten. Aber da war wieder der Vorzug der Genialität, der Rosen über Wasser hielt. Von der ältesten bis zur jüngsten Dame der Garnison schwärmte alles für den reizenden, den interessanten Leutnant von Rosen. Sein Leichtsin, seine Liaisons, seine Schulden, alles ward mit der Genialität entschuldigt. Dabei konnte man ihm nicht zürnen, denn in der schwierigsten Lage vermochte er immer noch einem Kameraden aus der Verlegenheit zu helfen, stand er allezeit mit Ritterlichkeit für den Abwesenden ein. Aber sein Leichtsin war unverbesserlich. Der Kommandeur hielt Strafpredigt über Strafpredigt, es fruchtete nichts. Noch heute erinnere ich mich der sich fast allwöchentlich wiederholenden Szenen bei der täglichen Paroleausgabe auf dem Marktplatz unseres Städtchens, wo der Kommandeur, nachdem er die anderen Herren entlassen hatte, Rosen nachträglich noch oftmals kräftig ins Gebet nahm. „Meine Herren, ich danke Ihnen, Sie können abtreten. Sie Herr Leutnant von Rosen wünsche ich noch auf ein Wort zu sprechen.“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“

„Herr Leutnant, es sind mir wiederum sehr unangenehme Dinge zu Ohren gekommen. Der Juwelier, der Ihnen höchst unnötigerweise einen Schmuck lieferte, will durchaus sein Geld haben, ebenso der Restaurateur, bei dem Sie Ihren Sektbedarf entnehmen. Herr Leutnant von Rosen, warum trinken Sie nicht Bier? Wasser läte es in Ihren Verhältnissen gar! Dann ist da eine Blumenhändlerin, die der Demoiselle Angeline vom Zirkus in Ihrem Auftrage, Herr Leutnant, die kostbarsten Blumensträuße überreichte. Herr Leutnant von Rosen, wenn Sie durchaus Blumen verschicken müssen — wozu brauchen Sie Rosen aus Nizza? Tulpen und Rosmarin und wie das Zeug alle heißt, können Sie sich hier selber pflücken. Herr Leutnant von Rosen, die erste und heiligste Bedingung eines Offiziers ist Ehrgefühl. Wo das Ihre steckt, ist mir, weiß Gott, nicht recht klar. Sie wissen,

daß das Majorat Ihres Herrn Bruders schwer belastet ist, trotzdem ist er erst im vorigen Monat wieder mit einer größeren Summe für Sie eingesprungen. Ihr Herr Bruder hat doch die Sorge für seine Familie, während Sie das Geld lieberlicherweise in den Sumpf schleudern. Nur die Rücksicht auf Ihren Herrn Bruder hat mich bis heute noch immer zurückgehalten, mit äußerster Strenge gegen Sie vorzugehen, sonst hätte Sie längst der Teufel geholt. Haben Sie mich verstanden, Herr Leutnant?“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“

„Arrangieren Sie sich mit Ihren Gläubigern, meine Geduld geht zu Ende. Haben Sie noch etwas zur Sache zu sagen?“

„Nein, Herr Oberstleutnant.“

„Morjen.“

Säbelkräffeln mit zornrotem Gesicht raste der Oberstleutnant von dannen, während Rosen es für nötig befand, den Schrecken mit einer Flasche Sekt hinunterzuspülen und ganz gemüthlich nach der in der Nähe gelegenen Weinstube schlenderte.

Warum aber rettete er sich nicht, wie so mancher, durch reiche Heirat aus seinen pekuniären Schwierigkeiten?

Dazu war er zu nobel, zu sehr Idealist, durchdrungen von jener Empfindlichkeit, die seinen Gesang so unendlich adelte. Der Menschheit Geld schuldig zu bleiben, erschien ihm minder unehrenhaft, als sich zu verkaufen. Don Quixote!

Getragen von der allgemeinen Gunst der Damen, ganz besonders verzogen von Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin, würde das Schicksal Rosens wohl noch eine Weile im alten Geleise verlaufen sein, wenn nicht ein tragikomischer Zufall seiner Offizierslaufbahn ein jähes Ende bereitet hätte.

Se. Excellenz der Herr Brigadefeldkommandeur hatte die alljährliche Musterung über die Garnison abgehalten und dabei wieder ein außerordentliches Personaliengedächtnis, ganz besonders aber für die übel gezeichneten Leutnants verraten. Er kannte ganz genau die Liste der auf dem Aussterbeetat sich befindenden und setzte die nachsichtigen Regimentskommandeure, die solch räudiges Schaf gern noch gehalten hätten, durch höchst nachdrückliche Fragen in Verlegenheit. So überfiel er auch unseren Bataillonskommandeur mit der plötzlichen Erkundigung nach der Führung des Leutnants von Rosen, der bei ihm schon in der Residenz im schwarzen Buche gestanden habe und zuckte höchst mißmutig die Achseln, als unser wohl härtebiger, aber sehr gutmüthiger Chef die Tatsachen umgehend von unglückseliger Charakteranlage, Künzlerblut und ähnlichen Schwächen sprach.

„Macht Ihrem Herzen Ehre, diese Nachsicht, Herr Oberstleutnant, aber solche Elemente schädigen die Armee. Nichts Unglückseligeres als solche halben Talente, die als selbständiges Talent wiederum nichts bedeuten, im Regiment. Werden als Salonlöwen übermäßig verzogen und gehen aus Mangel an Drehsur schließlich doch zu grunde. Habe mir den Leutnant von Rosen ganz genau aufs Korn genommen bei der Musterung. Haltung war ja haarsträubend schlapp, der ganze Kerl ein Watschlappen. Sah aus wie ein verwitterter Tannhäuser. Wie ißt denn mit den Schulden?“

„Er ist dabei, sich zu arrangieren, Excellenz.“

„Na, na, Herr Oberstleutnant, Sie haben die Verantwortung. Übrigens trennen sich hier unsere Wege. Auf Wiedersehen beim Diner, Morgen.“

„Habe die Ehre, Excellenz.“

Der Brigadefeldkommandeur mußte, um zu seinem Hotel zu gelangen, den Marktplatz, wo alltäglich die Paroleausgabe der verschiedenen Regimente stattfand, passieren, und hier ward seine Aufmerksamkeit durch eine große Anzahl Soldaten spielender Knaben, die einen regelrechten Parade-marsch übten, angezogen.

„Prächtige Bengels. Haben das famos abgesehen. Gewiß Soldatenjöhne. Einem alten Soldaten lacht das Herz im Leibe über solchen Nachwuchs“, dachte Se. Excellenz, unauffällig gleichsam wie jemand erwartend aus einiger Entfernung dem Spiel der Knaben, die ihre militärischen Kunststücke ganz regelrecht durchführten, zusehend. „Na, was gibts denn jetzt?“

Der Parade-marsch löste sich auf, statt dessen gruppierten sich die Knaben unter einen Baum, woselbst einer, in die Mitte tretend, ein Notizbuch aus der Tasche zog und nun mit wichtiger Miene eine Ansprache an seine Herren Offiziere begann, während die übrigen Bengel, Hacken aneinander, den Finger ehrerbietig am Mützenrand, voll Ergebung zuhörten. Die Knaben spielten ohne Zweifel Parole.

Ein humorvolles Lächeln umspielte die Lippen des hohen Herrn, als er sah, wie vorzüglich der das Wort Führende irgend einen Regimentskommandeur kopierte, bestimmte Gewohnheiten nachahmte, Aufträge erteilte, mit welcher Würde er schließlich die Herren Offiziere entließ. „Es ist gut meine Herren. Ich danke Ihnen. Doch Sie, Herr Leutnant von Rosen, noch auf ein Wort.“

Ei, wie der Herr Brigadefeldwebel die Ohren spitzte! Aber er sollte noch mehr zu hören bekommen.
 „Herr Leutnant v. Rosen!“
 „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“
 „Herr Leutnant v. Rosen, es sind mir wieder sehr unangenehme Dinge zu Ohren gekommen. Da beklagt sich der Juwelier, dem Sie seinen Schmuck nicht bezahlen, der Restaurateur, dem Sie den Sekt schuldig geblieben sind. Da ist eine Blumenhändlerin, die dem Zirkusfräulein in ihrem Namen Nizza-Rosen schenkte. Herr Leutnant von Rosen pflichten Sie selber Blümlein traut für Ihre Dulceinen. Haben Sie denn gar kein Ehrgefühl. Ihrem Herrn Bruder entziehen Sie das Geld und verbrauchen es für niederliche Dinge. Herr Leutnant von Rosen arrangieren Sie sich mit Ihren Gläubigern, sonst holt Sie der Teufel! Meine Geduld ist zu Ende!“

Man kann sich vorstellen, wie das Gesicht des Herrn Brigadefeldwebels lang und länger wurde unter diesen Enthüllungen, wie der hohe Herr dann mit einem vernehmbaren Fluch kehrtum machte und wach' furchtbares Gewitter sich gegen den schuldigen Kommandeur, der es gewagt hatte, dem Herrn Brigadefeldwebel die Wahrheit zu verbergen, und gegen den noch schuldigeren Leutnant erhob.

So also sah die Führung des Leutnants von Rosen aus, daß ein Offizier Sr. Majestät zum Gespött der Knaben auf dem Marktplatz geworden. Nun auch keine Nachsicht mehr. Fort mit Schaden!

Leutnant v. Rosen erhielt den längst in der Luft schwebenden Abschied, der Bataillonskommandeur eine ungeheure Nase, die noch größer wurde, weil der Herr Oberstleutnant so unvorsichtig gewesen, die persönlichen Verhältnisse des Leutnants von Rosen mit also erhobener Stimme bei der Parole zur Sprache zu bringen, daß die umher spielenden Knaben schließlich die immer und immer sich wiederholenden Strafpredigten aufschnappten und gelegentlich ihrer Soldatenspiele verwerteten. Der Leutnant von Rosen war hierdurch unmöglich geworden.

Eine kurze Weile wurde Rosens Abgang lebhaft bedauert, dann wurde hin und wieder nochmal seiner gedacht, nach Ablauf eines Jahres war er vergessen. Niemand wußte, was aus ihm geworden.

Als ich zehn Jahre später auf der Hochzeitsreise meiner lieb-reizenden jungen Gattin die Schlachtfelder bei Mex zeigte, all' die Plätze, wo ich als ganz junger Offizier für Deutschlands Ruhm und Größ gefochten, unternahmen wir an dem wunderschönen Juniabend noch einen kleinen Bummel von Mex nach dem vor dem Tore gelegenen Montigny. Unser Weg führte an einer kleinen Wirtschaft niedersten Ranges vorüber, durch deren geöffnete Fenster wir Arbeiter und Soldaten im bunten Durcheinander erblickten, da plötzlich — was durchschauert es mich bis in die Tiefen meiner Seele, was macht meinen Fuß halten, mich durch die Fenster der Kneipe spähen — suchen —

„Es war ein Sonntag hell und klar,
 Ein wunderschöner Tag im Jahr“

O Jugendzeit, o sel'ge Zeit
 Wie bist du fern, wie bist du weit.“

Klang es von einer vornehm geschulten noch immer schönen aber ach! so müden gebrochenen Stimme. Auf niederem Podium kaum sichtbar im Tabakqualm aber doch deutlich erkennbar stand Rosen und begleitete auf einer schäbigen Gitarre sein Lied, das ihm jetzt zum trostlosesten Broterwerb diente.

Gätt ich den Kameraden tot vor mir gesehen, es hätte mich nicht so bis ins innerste Herz zu erschüttern vermocht, und erst später, als meine Frau und ich traulich beim Abendessen saßen, hatte ich mich so weit gefaßt, daß ich ihr das Schicksal des unglücklichen ehemaligen Freundes mitzuteilen vermochte.

Armes Regimentsgenie!

(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



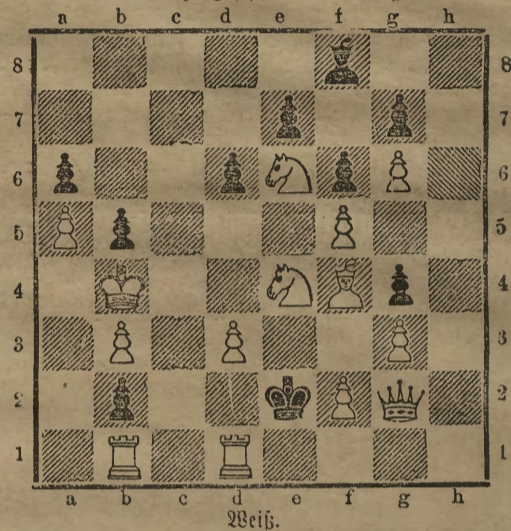
Wortquadrat-Rätsel.

Von C. B. Bromberg.

Nachstehende 16 Wörter:
 Alma, Amor, Dora, Drei, Elbe, Eule, Hand, Igel, Maus, Nil, Note, Onkel, Ostern, Riese, Rose, Tag
 sind in ein Quadrat von 16 Feldern derart einzuordnen, daß die Anfangsbuchstaben jeder waagerechten Reihe gleichlautend denen der entsprechenden senkrechten Reihe sind, daß also aus den Anfangsbuchstaben vier gleiche Wörter entstehen, deren jedes in obigem Verzeichnis enthalten ist.

Schachaufgabe.

Von H. Fischer in Bamberg.



Weiß.

(14+10)

Selbstmatt in vier Zügen.

Auflösung der Zahlenpyramide.

I
 E I
 B E I
 B R E I
 B I R N E

Auflösung des Bilderrätsels.

Sausapothek.

Auflösung des Ergänzungsrätsels.

Grobian, Blässe, Seehund, Glend, Schwert, Orden, Beil, Geifer, Priestertum, Kleid, Nest, Wert, Denker, Schnur, Sofa, Anna, Tischler. Große Seelen werden begeistert, Kleine werden nur fanatisch.

Auflösung des magischen Zahlenquadrats.

15	20	25	30
26	29	16	19
22	17	28	23
27	24	21	18

Auflösung der Staufgabe.

H spielte natürlich a-Handspiel; nach den bekannt gegebenen Blättern von V konnte kein anderes Solo mit 7 Matadoren gehen.

Kartenverteilung:

B. bK, D, 9, 8; cA; dA, 10, K, D, 8.
 M. aD, 9, 8, 7; b10; c10, K, D, 8, 7.
 S. a, b, c, dB, aA, 10, K; bA; c9; d9.
 Staf: b7, d7.

Spiel:

1. B. cA, c10, c9, (-21) 2. B. dA, b10, d9 (-21)
 3. B. bK, aD, bA (-18). Die Gegner haben somit 60 erreicht.

Richtige Lösungen gingen ein von: Ernst Kauffmann, Else Gauerke, Elli Dahrenstädt, Georg Schaffstädt, Karl Wallis, Leo und Max Hoffmann, Gertrud Klettke, Johannes und Rudolf Schellong, Otto Winter, Leo Matecki, Bruno Jopp, Herbert Gohlke, Bromberg, Anna Meyer, Labischin, Erna Winter, Schubert, August Schwantes, Hans Weiß, Erich Blume, Emil Hoppe, Alfred Brüser, Hans Krause, F. Kroner, Max Latrenz, Pidel, Bromberg.